



Editorial

Von/par Fritz Grundbacher, Präsident/président

Nun ziehen sie wieder kreuz und quer durch unser Land, die Weitgereisten. Verweilen während der Winterpause hier und wecken in uns mit Diashows über ihre abenteuerlichen Streifzüge durch ferne Länder nicht kurier bares Fernweh. Wir folgen ihren spannenden Schilderungen mit einem gewissen Neid und saugen die projizierten Landschaften förmlich in uns auf: schneebedeckte Gipfel Patagoniens, endlose Tundren Jakutsiens, eisige Antarktis, karge Wüsten Kasachstans. Sollte nicht auch ich meinen angestauten Sehnsüchten nachgeben, ins buschüberzogene Herz Australiens in die Petermann Ranges aufbrechen und nach dem verschollenen „Lasseter - Goldriff“ suchen?

Wer zum **Jahresabschluss in Zollikofen** den Worten und Bildern von **Damian Zingg** gespannt lauschte, hat vielleicht ähnlich wie ich resümiert. Mich jedenfalls begeisterte, wie unser Referent handfest über den von Fernweh geplagten Schweizer Abenteurer Jakob Lauper „Zagi“ berichtete. Ganz offensichtlich hat die Abenteuerlust den Autor selber ergriffen, als er zu seinen Recherchen ins Senslerland, nach Rom

Nos „globe-trotters“ reviennent au pays de gauche et de droite. Ils vont s'arrêter quelques temps ici, et profiter d'éveiller notre incurable nostalgie des pays lointains grâce à des diaporamas présentant leurs aventures à travers le monde. Nous suivons leurs présentations passionnantes avec une certaine jalousie en se projetant littéralement ces paysages : cimes montagneuses enneigées de Patagonie, toundras infinies en république de Sakha, glaces de l'Antarctique, déserts arides du Kazakhstan. Ne devrais-je pas non-plus céder à tous mes désirs non-assouvis et partir rejoindre le « Petermann Range » au cœur de la brousse australienne, pour y chercher le « Lasseter – Goldriff » disparu ?

Celui qui aura prêté attention aux images et explications de **Damian Zingg lors de la fête de clôture l'année à Zollikofen** aura peut-être tiré les mêmes conclusions que moi. J'ai été dans tous les cas enchanté de la manière limpide dont l'orateur a présenté l'obsession des pays lointains de l'aventurier suisse Jakob Lauper « Zagi ». L'auteur a été aussi visiblement « contaminé » par cette soif d'aventure durant ses recherches dans la région de la Singine, pour rejoindre ensuite à Rome et finalement partir jusqu'en Nouvelle-Zélande. Les échanges in-

und ins ferne Neuseeland aufbrach. Der interessante Austausch mit ihm bewegte ihn gar, mittlerweile unserer SGV beizutreten. Wir begrüßen Damian Zingg als Neumitglied herzlich und wünschen ihm auch bei der „authentischen Goldsuche“ eine feine Nase. Mit der **9. Schweizermeisterschaft in Bowil** im Oktober - worüber uns im letzten Heft Victor berichtete - und dem Abschlussabend, klingt auch unser Vereinsleben an Silvester Mitternacht nach genau 8760 Stunden aus. Haben wir es sinnvoll genutzt? Auch bei noch einigermaßen intaktem Gedächtnis mag ich mich kaum an jede geglückte Stunde erinnern. Insgesamt aber bleibt ein gutes Gefühl zurück, dass wir zusammen ein spannendes und abwechslungsreiches Vereinsjahr verbrachten. Herzlichen Dank allen, die dazu beitrugen.

Bereits am **6. Januar** ergibt sich im 2008 die erste Gelegenheit, „Goldwäschergarn“ am **Neujahrstreffen im Chrümpelgraben** zu spinnen. Beachtet die Ausschreibung und stosst mit uns auf das neue Jahr an! Bis dahin wünsche ich euch allen fröhliche Weihnachten und ein gutes, glückliches Neues Jahr. Bedenkt auch, dass ihr im neuen Jahr genau 24 Stunden mehr zur Verfügung habt, um euer Fernweh zu stillen!

Mit goldenen Grüßen
Euer Präsident, Fritz Grundbacher

téressants avec lui l'ont même amené entre-temps à rejoindre notre association. Nous saluons cordialement Damian Zingg en tant que nouveau membre et lui souhaitons d'avoir fin nez dans la recherche « d'authentique ».

Après les **9èmes championnats nationaux à Bowil** en octobre (dont Victor nous a résumé les faits marquants dans l'édition précédente) suivie de la soirée de clôture, notre année associative touchera à sa fin à minuit lors de la St.-Silvestre, soit après exactement 8760 heures. L'avons-nous utilisée à bon escient ? Bien que ma mémoire soit encore passablement bonne, je n'arrive plus à me souvenir de tous les instants de plaisir de cette année, tant ils furent nombreux. Il me reste une impression globale positive, et suis persuadé que nous avons passé ensemble une année associative passionnante et variée. Merci du fond du cœur à vous tous pour y avoir contribué.

La première occasion de tisser des liens entre orpailleurs sera déjà le **6 janvier 2008** lors de la traditionnelle rencontre au **Chrümpelgraben**. Merci de ne pas oublier de vous inscrire, et venez trinquer à la nouvelle année avec nous ! Souvenez-vous également que vous aurez exactement 24 heures de plus l'année prochaine pour assouvir vos envies de pays lointains !

Votre président, Fritz Grundbacher

Bilder der Schweizermeisterschaften 2008

Den Bericht zur Schweizermeisterschaft 2007 erschien schon in Heft 4/07. Damals lagen uns aber noch keine Bilder vor. Das sei hier nachgeholt. Das Titelbild zeigt unseren Schweizermeister und die Schweizer Rangierung der Herren. Noch mehr Bilder gibt's im Internet (<http://www.goldwaschen.ch/images/SM07-Album>). Wir bedanken uns bei unsern Fotografen Willi Lüdi, Serge Glatz und Thomas Muster.



Schweizermeisterin Brigitte Megert (mitte) und Marlise Lüdi (Rang 2, rechts) sowie Marianne Barba (Rang 3, links).

Die Zahlen:

- 30 Runden, davon 7 Finalrunden
- 156 Teilnehmer aus 8 Nationen
- 6,5 m³ Kies
- 23 gr Gold
- 42,5 Manntage Helfereinsatz während Wettkampf

Die Arbeit:

- 43 Manntage für Auf- und Abbau der Wettkampf-Infrastruktur
- 20 Frautage für Einkauf, Einrichten, Betrieb und Abbau/Entsorgung der Festwirtschaft

Die Highlights: Wetterglück, tolle Anlage, neue Kategorie Klondike, Kinder/Jugend gratis, Festwirtschaft mit Saloonbetrieb und Verpflegung, genügend Aussensitzplätze (2 Armeezelte), keine Unfälle



Links: Der Wettkampfpplatz



Mitte: Jackpot-Waschen vor dem Goldrush-Saloon.

Rechts: „Kombi-Sieger“ Arthur Ramella (I) mit Preis-Sponsor Bijoutier Sonderegger





Bell'Aura – schönes Wetter und ein Goldnugget

Von Andreas Schwendener

Als ich vor nicht allzu langer Zeit das erste Mal mit dem Goldsucher-Virus infiziert wurde, hätte ich mir nicht wirklich vorstellen können, irgendwann einmal ein richtig grosses Nugget zu finden.

Ich habe vielleicht insgeheim davon geträumt, aber daran geglaubt habe ich nicht. So kann man sich täuschen...

„Bell'Aura“ ist rätoromanisch und heisst „schönes Wetter“, „Heiterkeit“ oder „schöne Ausstrahlung“. Aber angefangen hat die Geschichte um Bell'Aura mit schlechtem Wetter, sowohl im wörtlichen wie auch übertragenen Sinne. Nach einem langen Winter mit unzähligen Tagen in verschiedenen Bächen mit meinem Kumpel kam endlich der Sommer. Bisher war die Saison geprägt durch Schnee und Eis, trübes Schmelzwasser und schlechte Goldausbeute.

Viele Stunden waren wir in teilweise sogar zugefrorenen Bächen unterwegs auf der Suche nach interessanten Stellen, meistens ohne viel zu finden. An einer „goldhöffigen“ Stelle in einem Nordostschweizer Bach blieben wir dann den Sommer über, aber die Durststrecke hörte nicht auf. Wir fanden wohl einige Flitter, aber bei weitem nicht soviel, wie wir erwartet hatten. An den Fund eines richtig grossen Nuggets dachten wir natürlich nicht ernsthaft. Irgendwann verlagerte sich dann unser Interesse in die Surselva.

An einem verregneten Wochenende im August war ich allein unterwegs und prospektierte also an einer neuen Stelle in der Surselva. Mein Kumpel musste arbeiten und konnte leider nicht mitkommen. In diesem Bach in der Surselva wurde andernorts schon Gold gefunden, dort waren wir auch schon öfter gewesen. Aber ich

hatte keine Ahnung, ob es an meiner neuen Prospektionstelle überhaupt Gold hat, da sie weit vom „bekannten“ Bachabschnitt entfernt ist. Oder anders gesagt, ich wusste nicht, ob es dort mehr als nur ein paar mickrige Goldstäubchen zu holen gibt, da ich niemanden kannte, der hier schon etwas „Grobes“ gefunden hat.

Am Freitag Abend dieses Wochenendes schaufelte ich also in drei verschiedenen Probelöchern dieses neuen Bachabschnittes. Ich blieb jeweils eine Stunde lang pro Loch und konnte einige kleine Flitter finden. Die Ausbeute war aber so wie ich befürchtet hatte: Nicht mehr als ein Goldnachweis. Ein erfahrener Goldgräber-Kollege kam mich dann ca. um 19:00 Uhr noch besuchen, um zu erfahren, was ich gefunden hatte. Wir hatten diesen Bachabschnitt ein paar Wochen vorher anhand der Landkarte diskutiert (das Fachsimpeln beim Bier ist schliesslich auch etwas Schönes).

Der Kollege hatte aber für den nächsten Tag schon mit anderen abgemacht, einige Kilometer weiter oben die Schaufel zu schwingen, dort wo wir sonst immer waren. Er brach deshalb bald darauf wieder auf und ich war wieder allein. Es wurde langsam dunkel und ich entschloss mich, am nächsten Tag eine der Stellen noch genauer anzusehen.

Die Nacht verbrachte ich im Schlafsack unter einer aufgespannten Plane, es regnete nur leicht, aber dafür die ganze Nacht durch. Als ich mich am Morgen aus dem Schlafsack quälte, zeigte mein Thermometer 5°C an und alles war feucht und kalt. Da meine Stiefel undicht waren, wusste ich, dass mir ein Tag mit nasskalten Füßen bevorstand. Die Aussicht auf kalte Nase, Regen und wahrscheinlich nicht viel gelbem Metall half auch nicht wirklich. Vorläufig keine Spur von schönem Wetter. Kurz: Ich war nahe daran, zusammenzupacken und nach Hause zu fahren. Ziemlich sicher wäre ich dann aufgrund der eher schlechten Ergebnisse vom Vorabend nie mehr zu jener Stelle zurück gekommen.

Mein „Stierengrind“ liess es aber nicht zu, jetzt schon aufzugeben und ich setzte die Schleuse wieder an der letzten Stelle vom Vorabend, um diese noch genauer zu untersuchen. Nach einigen Stunden Schaufeln mit kalten Füßen glänzte mir dann tatsächlich der erste „Picker“ mit 0.2 Gramm aus der Schleuse entgegen. Juhui, endlich ein erstes positives Anzeichen dafür, dass die Stelle doch noch gut sein könnte! Nach zwei weiteren Stunden sah ich dann etwas in der Schleuse liegen, das mich meine kalten Füße sofort vergessen liess, ein wunderschönes kleines Nugget mit sehr wilder Form. Es brachte 0.77 Gramm auf die Waage. Ich war sehr zufrieden und genoss diese Belohnung für die Strapazen von ganzem Herzen.

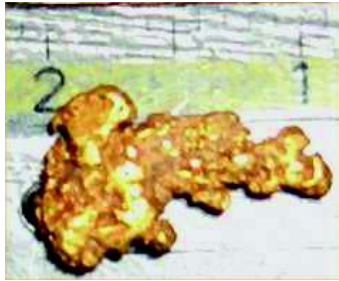


Abbildung 1: 0.77 Gramm Nugget (ca. 12mm lang)

Während dem Schaufeln hatte ich die Stelle und den Verlauf der Schichten in- zwischen auch etwas besser kennen gelernt. Mir war auf Grund der grossen und schweren Felsbrocken die zum Vorschein kamen, dem harten Schichtwechsel und dem gefunden Gold bald klar, dass da noch mehr drin liegen könnte. Schweres Hebeisen, Handpumpe und dichte Stiefel mussten her.

Es folgten Wochenenden mit knallharter Schaufelarbeit. Zwei gute Kollegen, welchen ich die Funde zeigte, begannen ebenfalls dort zu schaufeln. Im Abstand von ca. 3m zueinander drangen wir immer weiter ins Geschiebe. Wir kämpften uns mit schweren Steinen ab und legten Stück für Stück die interessanten Stellen frei. Der Erfolg hielt sich allerdings gelinde gesagt in Grenzen. Wir fanden nur Goldstäubchen und ein paar kleine Körner, lediglich der erfahrene Kollege fand ein kleines Kügelchen mit ca. 0.3 Gramm.

Aber eben, wann ist der richtige Zeitpunkt, die Stelle zu wechseln? Wir wussten es nicht und schaufelten weiter, weil Schaufeln halt Spass macht und weil die Natur dort so schön ist. Das Landschaftsbild dieser Region ist ausgesprochen wildromantisch. Wann immer wir Mal wieder an einem Wochenende Zeit fanden, fuhren wir dorthin.

Am Freitag, dem 1. September 2006 war das Wetter so traumhaft schön, dass ich bereits am frühen Nachmittag zu unser Stelle aufbrach. Mein treuer Kumpel hatte zu meiner grossen Freude auch Zeit und war wie meistens mit dabei.

Als wir am Bach ankamen, legten wir auch gleich los, um die Zeit bis Sonnenuntergang noch zu nutzen. Wir schaufelten wieder was das Zeug hält, in einem Abstand von einigen Metern zueinander, Material in unsere Schleusen. Der Sommer hatte sich noch einmal zurück gemeldet und der Tag war angenehm warm und beglückte uns mit einem tiefblauen Himmel. Dass unser Glück nicht nur bei diesem traumhaft schönen Wetter blieb, ahnten wir zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Es zeigte sich vorläufig kein sichtbares Gold auf den Gummimatten am Schleuseneingang. Aber das war uns mehr oder weniger egal. Wir genossen die warme Sonne und schaufelten gemütlich vor uns hin. Eigentlich wollten wir ja erst am Samstag so richtig loslegen, wir erwarteten also nichts. Ich hatte mich an den letzten Wochenenden weiter in Richtung Ufer vorgearbeitet. Dort lag der Bedrockähnliche, knallharte Schichtwechsel, dem ich folgte, bereits knapp über dem Wasserspiegel. Ich überlegte mir, ob ich nicht besser wieder in Richtung Bachmitte weiter schaufeln sollte. Es ist unglaublich, aber wahr, ich nahm mir vor, nur noch einige Minuten weiter zu arbeiten und dann die Richtung zu wechseln, wenn nicht „etwas Gelbes“ in der Schleuse liegt. Gott sei Lob und Dank habe ich das nicht gemacht!

Denn nach einer weiteren halben Stunde stockte mir plötzlich der Atem und alles lief wie in Zeitlupe in meinem Kopf ab. Ich betrachtete gerade den Rand des ausgeschaukelten Loches und sah eine kompakte und fest zusammengepresste Wand aus Steinen, Kies und Sand, die oben durch einen Felsbrocken und unten durch den Schichtwechsel begrenzt war. Ganz unten in dieser „Mauer“, direkt dem Schichtwechsel, erschien eine gelbe Stelle, die ca. 5 mm breit und ca. 2.5 cm lang war. Schock!!!

Aber wie schon Friedrich Nietzsche sagte: „Alles was Gold ist, glänzt nicht. Die sanfte Strahlung ist dem edelsten Metalle eigen.“ D.h. was immer da auch lag, war nur undeutlich zu erkennen und glänzte nicht, wie andere Finder eines Nuggets es teilweise erlebten. Es war ziemlich schmutzig, da es über dem Wasserspiegel lag. Ausserdem war es fast senkrecht zum Schichtwechsel aufgestellt und von einer solchen Platte würde man ja eher erwarten, dass sie flach auf dem Boden liegt. Die Szene war irgendwie surreal. Und doch kapierte mein Unterbewusstsein wohl vor meinem bewussten Verstand, dass es Gold sein muss und zwar etwas grosses, weshalb ich schockiert auf die Erscheinung starrte und mich nicht zu bewegen wagte.

Ich rief Kumpel Tobi, er solle herkommen und sich das anschauen. Als er in diesem Moment in mein Gesicht sah, wusste er sofort, dass da etwas ganz besonderes liegen muss. Mit weissem Gesicht habe ich laut seinen Worten gestammelt: „Da cha kei Gold sii, Tobi säg mir, dass da kei Gold isch.“ Tobi versicherte mir, dass es Gold ist und ermunterte mich, ich solle es doch nun endlich herausnehmen. Ich hatte wohl Angst, dass es sich in einen Bierflaschendeckel oder sonst irgendwelchen Schrott verwandelt, sobald ich es aus dem Geschiebe zog.

Nach einigen, sich endlos anfühlenden Schrecksekunden, bückte ich mich dann doch und versuchte, den Fund zu bergen. Das Nugget sass aber erstaunlich fest, es

liess sich praktisch nicht bewegen. Durch behutsame Feinarbeit mit einem Schraubenzieher liess sich das Geschiebe um das Nugget dann lockern und ich konnte es rausziehen.



Abbildung 2: Bell'Aura Nugget in meiner Hand

Was ich dann in meiner Hand hielt, übertraf meinen ersten Eindruck nochmals gewaltig, denn bis jetzt habe ich ja nur die ca. 2.5cm lange und 5mm dünne Schmalseite aus dem Geschiebe ragen gesehen. Das ganze Stück hat aber eine Grundfläche von 2.5cm x 3.2 cm!

Ich wusch das Nugget vorsichtig im Bach. So wild und ungeschliffen lag es in meiner Hand, versetzt mit kleinen Quarzkristallen und reflektierte sanft und edel die milde Spätsommersonne. Was für ein Geschenk!

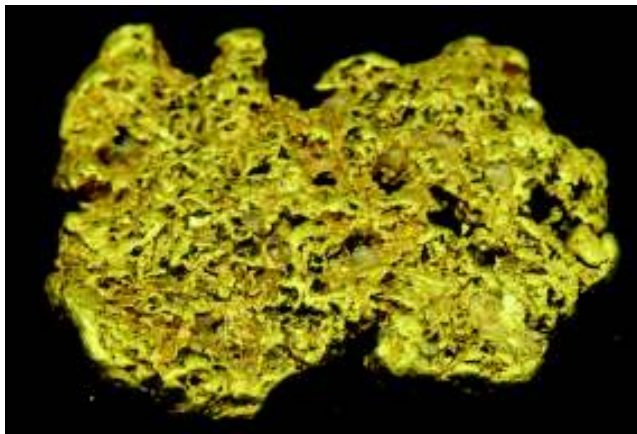


Abbildung 3: Bell'Aura Nugget

Natürlich ging es dann mit den Spekulationen um das Gewicht los. Ich war vorsichtig und gab meinen Schätzwert bei 10 Gramm, Tobi schätzte eher höher. Leider hatten wir keine Waage dabei. Am Abend beim Bier einigten wir uns auf irgendwas um die 10 Gramm. Irgendwann ging der Tag dann auch zur Neige, so richtig gut habe ich in jener Nacht nicht geschlafen.

Am Samstag schaufelten wir nochmals eher gemütlich 6 bis 7 Stunden und fanden nur ganz wenige winzige Goldstäubchen, nichts was den Namen Flitter verdient hätte. Ich brauche nicht zu schreiben, dass wir darüber nicht wirklich traurig waren. Wir genossen auch diesen Tag in vollen Zügen mit dem Gedanken an das Nugget im Hinterkopf.

Gegen Abend fuhr ich auf dem Nachhauseweg noch beim anderen Goldgräberkollegen vorbei, der eine gute Waage hat. Da hatte das Nugget noch eine weitere Überraschung für mich bereit. Das Display zeigte stolze 19.6 Gramm, meine Freude war perfekt, da dies meine Erwartung deutlich übertraf.

Es gibt bekanntlich noch einige vielfach grössere Schweizer Nuggets, aber für mich persönlich war dieser Fund eine absolute Sensation. Neben seiner doch schon beachtlichen Grösse hat es eine ganz besondere Form. Es ist sehr flach und hat dafür eine grosse Grundfläche, was es noch beeindruckender erscheinen lässt, wenn es in der Hand liegt. Dann hat es eine sehr wilde und interessante Struktur. Es sind wunderschöne kleine Quarzeinschlüsse zu sehen (siehe Abbildung 4 auf nächster Seite). Hier kann man die Theorie der hydrothermalen Lagerstätten in Natura erkennen. Sie besagt grob zusammengefasst, dass in der Tiefe der Erdkruste Mineralien wie Gold durch „hochaggressives“ heisses Wasser (einige 100°C heiss) aufgelöst wird. Weil zu wenig Platz für die Ausdehnung beim Verdampfen vorhanden ist, bleibt das Wasser auch bei hohen Temperaturen flüssig und der Druck erhöht sich massiv, was es so „aggressiv“ macht. Wenn das Wasser mit den gelösten Mineralien durch Risse in der Erdkruste nach oben steigt, kann es sich ausdehnen worauf der Druck und die Temperatur sinkt. Das Wasser verliert seine „Aggressivität“ und die Mineralien können wieder auskristallisieren.

Häufig kristallisiert Gold zusammen mit Quarz (Siliziumoxid) aus, was die Quarzeinschlüsse meines Nuggets sehr wahrscheinlich erklärt. Vielleicht ist es sogar in einem schützenden Quarzbrocken von der Primärlagerstätte in den Bach und schlussendlich in die Nähe der Fundstelle gelangt und hat deshalb seine flache und wilde Form behalten. Es muss wohl irgendwie so gewesen sein, denn wir haben den Bachabschnitt später natürlich gründlich durchgeschaufelt und nur noch ganz wenig und nur feines Gold gefunden.



Abbildung 4: Nahaufnahme Bell'Aura Nugget

Die Stelle haben wir dann schlussendlich aufgegeben und uns in neue Abenteuer gestürzt. Wer weiss, was die Natur für die Schweizer Goldwäscher noch bereit hält. Dieses Erlebnis werde ich jedenfalls so schnell garantiert nicht vergessen...



SGV-Goldwäscher-Stammtisch im Restaurant Reussfähre im Jahr 2002. Man beachte die legendäre Raumeinrichtung (z.B. links an der Säule eine Hagelrakete, die in den 70er-Jahren Isidor Dubach beim Goldwaschen im Napfgebiet um Haaresbreite erschlagen hatte!)

Ein Interview mit Ex-Reussfähre-Wirtin Carla Dubach

Von Victor Jans

Im Restaurant Reussfähre in Luzern wurde 1989 die Schweizerische Goldwäscher-vereinigung gegründet. Der Ort war nicht zufällig gewählt. Die Reussfähre ist ein illustres Lokal. Und noch illustrier war der Wirt, Isidor Dubach (genannt „Cognac“). Er war ein Luzerner Goldwäscher der ersten Stunde und hat unsere Vereinsgründung sehr unterstützt. Nach dem Tod ihres Manns hat Carla Dubach das Restaurant in Eigenregie viele Jahre weitergeführt. Ende März ist sie im Alter von 70 und mit 40 Jahren Reussfähre-Bewirtung auf dem Buckel in Pension gegangen und hat das Restaurant verkauft. Felix Blättler, der neue Besitzer, wurde im März 2007 in der Neuen Luzerner Zeitung zitiert mit folgenden Worten: „Den Zuschlag erhielt ich nur unter der Bedingung, dass die Wirtschaft so weitergeführt wird wie bisher.“ Wir wollten wissen, ob Carla mit dem Resultat zufrieden ist.

Carla, ich möchte etwas über die Reussfähre für die Goldwäscherzytig schreiben

Ah, die Goldwäscherzytig. Ich lese die Goldwäscherzytig immer!

Danke. Wie sieht die Reussfähre heute aus?

Fast gleich. Es hat nicht mehr so viel Plunder. Die Bilder wurden frisch gestrichen. Es wurde eine neue Küche eingebaut.

Bist du zufrieden? Was hast du für Gefühle?

Ja, ich bin zufrieden. Es sind noch die gleichen Gäste dort. Aber es hat auch viele Jüngere gegeben. Auf der Terrasse wurde eine Bar gebaut. Insgesamt wurde schön renoviert. Es ist wieder eine Frau, die wirtet. Sie will den gleichen Stil weiterführen. Manchmal gibt es Konzerte, Dixieland und Western. Gestern zum Beispiel. Ich war nicht dort, aber am Freitag rasch. Es ist wie früher. Wir hatten früher auch viele Konzerte. Allerdings ist die Bühne jetzt weg. Aber ich glaube, es gibt so eine Art aufstellbare Bühne.

Auch Margrit ist immer noch dort. Du kennst sie doch, oder? Sie will allerdings nicht mehr servieren. Jetzt kocht sie am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag. Sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste!

Ist die Hagelrakete noch dort?

Nein, nein. Ein Grosskind hat sie zu sich genommen. Er war als Bub dabei, als sie neben Cognac einschlug. Er hat eine Hütte und nun steht sie dort. Der meiste Plunder ist nicht mehr dort. Stell dir vor! Man kann das nicht vorschreiben. Man musste den Raum frisch streichen. In 40 Jahren hat sich so viel Rauch angesammelt! All die Utensilien waren auch langsam kaputt. Ich musste ja den Goldwäscher (eine Puppe!) schon früher reparieren. Aber die Bilder von Luzern sind noch dort. Sie wurden schön aufgefrischt. Natürlich hat der Raum nun nicht mehr so den Western-Stil. Aber der Bisonkopf ist noch da! Erinnerst du dich an ihn? Der grosse mit den Hörnern. Aber man musste ihn durch die Waschanlage durchlassen.

Durch die Waschanlage?

Ja, durch die Autowaschanlage.

Du warst 40 Jahre in der Reussfähre. Was waren so die Höhepunkte in dieser Zeit? Welche Personen kamen zu Besuch?

Spontan kommt mir das Goldwaschen draussen mit 2 Mulden in Erinnerung. Ich glaube, Franz Steiner hat das organisiert. Auch Charly Bucher und die andern Goldwäscher waren viel hier. Dann gab es viele Leute vom Sport, vor allem „Tschüteler“. Kudi Müller war hier, Othmar Hitzfeld. Aber auch Skifahrer. Bernhard Russi

zum Beispiel. John Brack und Jeff Turner oder Angie Burri hatten Konzerte hier. Und 1998 wurde ich dann zur „Rüddige Lözärnerin“ gewählt.

Wer waren die Stammgäste?

Vom Millionär bis zum Clochard, wirklich. Von reich bis arm!

Warum kamen Millionäre?

Ich glaube, es war die Ambiance. Und mein Mann. Er kannte viele Leute, weil er Musik gemacht hat. Bis ins Entlebuch spielte er mit seiner Band. Dixieland und Western. Aber auch alleine als „Handörgeler“. Oder dann wieder als „Samichlaus“ bei abgelegenen Schulhäusern im Napfgebiet. Er hatte eine Liebe für diese Region. Noch heute kennen ihn die Leute im Entlebuch.

Wie oft bist du selbst noch in der Reussfähre?

Hie und da bin ich als Gast dort. Ich bin noch im Einlegerverein. Ich sitze bei den Stammgästen und jasse. Und was willst du noch wissen?

Was sind deine Pläne für die Zukunft?

Ha! Ruhem und das Leben geniessen. Ich habe bis 69 ½ gearbeitet. Es ist schön, sich jetzt morgens nochmals drehen zu können.



Carla Dubach (rechts)

Nuggetfund wie zu den Goldrauschzeiten

Von Roland Brunner

Kennt ihr die Geschichte schon, die Story von Bennager Rasperry, der 1851 mit seinem Vorderladergewehr in Angels Camp am Feather River in Kalifornien ein Reh schoss? Als ihm beim Wiederladen des Gewehrs der Ladestock zu tief in den Lauf geriet, so dass er klemmte und er ihn mit aller Kraft nicht mehr herausziehen konnte, legte er auf einen Hasen an und schoss. Der Ladestock bohrte sich dabei tief in das Wurzelwerk eines Manzanita-Strauches. Als er ihn dort herauszog, kollerte ihm goldhaltiger Quarz vor die Füße. Mit eben diesem Ladestock buddelte er anschließend für 700 Dollar Quarzgold aus dem Boden, am zweiten Tag für 2000 Dollar und am dritten für 7000 Dollar.

Oder die Story von Stoddard, der sich im gleichen Jahr mit einer eiternden Pfeilwunde mit letzter Kraft in ein Camp am oberen Feather River schleppte? Er erzählte, dass er und sein Partner an einem See von Indianern überfallen worden seien, dessen Ufer nur so mit faustgrossen Nuggets übersät gewesen sei. Den Partner hätte er tot zurückgelassen. Da am nächsten Tag der erste Schnee fiel, musste Stoddard bis zum Frühling warten, bis er die Goldsucher zum mysteriösen See führen konnte. Aber inzwischen hatte sich die Story vom „Stoddard Gold Lake“ so weit herumgesprochen, dass ihm beim Aufbruch hunderte von unwillkommenen Prospektoren folgten. Nach sechs Tagen musste Stoddard die Suche aufgeben, er fand den See nicht mehr.

Nur drei junge Goldsucher aus Bayern gaben nicht auf. Tage später, als sie im Feather River ein Bad nahmen, entdeckten sie, dass auf dem Grund des Flusslaufes mehr Goldnuggets lagen als Steine und sammelten mit blossen Händen an einem Tag für 36'000 U\$ Gold. Sie versuchten, den Fund geheim zu halten. Aber kaum hatten sie die ersten Nuggets in Zahlung gegeben, ging der Run los. Der Ort, an dem sie den Fund gemacht hatten hiess fortan „Rich Bar“, die reiche Sandbank¹.

Nun seufzen wir Goldsucher und denken, schade, wir leben einfach ein paar dutzend Jahre zu spät. Und dann kann es ja gut sein, dass nicht nur die Fischer mit ihren Fängen übertreiben, sondern wohl auch die Goldsucher. Doch nein, Freunde, Trost naht, es ist weiterhin möglich, solche Funde zu machen. Aber die Stelle muss schon stimmen, Napf und Rotachen reichen kaum. Wer aber gerne Karibu jagen geht, der muss einfach an die gleiche Stelle wie Mike.

¹ Aus dem Buch: Christopher S. Hagen: Der Goldrausch, DVA Stuttgart, 1975.



Panada und Mike mit dem 38 oz Nugget.

Ganz bescheiden sitzt Mike bei John Trautner, einem Profigoldsucher und passionierten Jäger am Tisch, als wir im Juli in seinem Haus in der Nähe von Anchorage zu Besuch kommen. Im Vorjahr waren wir auch schon bei den Trautners zu Besuch und mussten etwas auf John warten, der am Nachmittag schnell in Anchorage einen neuen Wasserflieger kaufen ging. Panada hatte er an jenem Abend dann auch noch zu sich ins Arbeitszimmer eingeladen und ihr den Wandschrank gezeigt, in dem er seine Nuggets in Konfitürengläsern aufbewahrt. Und, liebe Kollegen, das ist kein Fischer- oder Goldsucherlatein, da waren viele Konfitürengläser.

Nun zu Mike. Er ist Berufspilot und fliegt DC 4 Transportmaschinen zu den Außenposten der Armee und zu Indianerdörfern im unwegsamen Norden Alaskas. Anlässlich eines solchen Fluges hatte er auch Gelegenheit zur Jagd. Als er nun da in der Tundra in einem trockenen Bachbett lag und auf die Gelegenheit zum Schuss wartete sah er neben sich am Boden ein dunkles Gesteinsstück liegen und hob es auf. Schwer war es, hatte stellenweise einen kupfernen Glanz. Im Glauben, ein Kupfernugget gefunden zu haben, steckte er es ein, schoss sein Karibu, weidete es aus und ging zurück in die Unterkunft irgendwo in einem Gebiet wo es nichts als lauter Gegend hat und vielleicht ein paar einsame Indianer.

Wochen später, als er wieder Zeit zum Jagen hatte, fand er in der ungewohnt schweren Jagdweste das besagte Kupfernugget wieder. Da er am Abend bei seinem Freund John Trautner eingeladen war, nahm er es mit um zu sehen ob das Ding etwas Wert sein könnte. John meinte dann überrascht, das sei kein Kupfernugget, sondern ein echtes und absolut aussergewöhnliches Goldnugget. Gewicht 38 US – Unzen, so rund 1080 Gramm. Wert, nun ja, so um die 50'000 Franken wohl schon, konservativ gerechnet. Und wo solche Brocken einfach an der Oberfläche im Bachbett liegen, dürfte unter der Oberfläche wohl noch das eine oder andere Stück zu finden sein und sich so die Anschaffung eines guten Detektors schnell rentieren.

Wer aber nun meint, besagter Mike könne kaum noch schlafen und würde so rasch wie möglich mit einem Detektor bewaffnet das Bachbett absuchen, der täuscht sich. Nein, es eilt ihm ganz und gar nicht, irgendwann dann nach dem Winter vielleicht, und der dauert in Alaska ja gut und gern bis im Mai. Leider braucht Mike auch keinen Assistenten, der beim Tragen oder Bären verscheuchen helfen könnte, sonst hätte ich mich wohl überreden lassen, und der eine oder andere gute Kollege wohl auch. Ich bin ja gespannt was aus den Funden wird in den nächsten Jahren, wenn man überhaupt wieder etwas erfährt. Denn was passieren könnte, wissen wir ja seit der Story um Sutters Mill 1848 zur Genüge. Na ja, ob ich es wohl in Zukunft auch mit Karibujagen versuchen sollte?



Satte 38 Unzen bringt das scheinbare Kupfernugget auf die Waage



Die Dreier-Gruppe, als sie die Klondike-Goldfelder verlassen haben (die Aufnahme ist unertitelt „On the safe side of the pass again: Mac, Self (=A. Macdonalds), Stewart“)

Das Land des Thron-Diuck²

Aus dem Buch „In Search of El Dorado“ von Alexander Macdonald, erschienen bei T. Fisher Unwin 1905. Übersetzt und zusammengefasst von Victor Jans

„In Search of El Dorado“ ist das Buch eines vermögenden Engländers, der um die Jahrhundertwende nicht nur den Goldrausch an den Klondike (Alaska/Kanada) mitgemacht hat, sondern danach mit seinen zwei Kollegen Mac und Stewart noch weiter nach Australien zur Goldsuche zog. Über den Autor, Alexander Macdonalds, ist wenig bekannt. Er ist nicht zu verwechseln mit dem „Klondike-König“ Alex McDonalDs. In diesem Buch stellt er sich aber ziemlich als Held dar. Er muss im Spät-

² Weil die Goldsucher das Wort „Thron-Diuck“ (= Hammerwasser) nicht aussprechen konnte, entstand daraus das Wort „Klondike“.

herbst 1896/97 (ev. 97/98) über den Chilkoot-Pass gegangen sein. Anschliessend fror aber der Yukon zu, sodass er gemäss seiner Beschreibung der erste war, der auf dem Winter-Weg Dawson erreichte. Ebenfalls gibt er sich auch als Entdecker des Gold-Bottom-Creek an. Macdonalds hat seine Erlebnisse in mehreren Büchern niedergeschrieben. Er legt im Vorwort seines Buches Wert auf die Authentizität des Erzählten. Wie wahrheitsgetreu er wirklich schrieb, bleibt für unsere Generation verschlossen. Vorbehalte sind wohl gerechtfertigt. Der Klondike-Historiker Pierre Berton erwähnt Macdonalds aber nur beiläufig, was gewisse Vorsicht signalisiert. Spannend sind seine Geschichten aber auf jeden Fall. Für die langen Winterstunden hier ein Auszug aus einem seiner Bücher über ein Erlebnis während dem Goldrausch am Klondike.

Das Tal des Klondike war in diesem Winter³ die Kulisse für einige bewegende Zwischenfälle. Weil der Regierungs-Kommissionär und die Polizei noch nicht anwesend waren herrschte weder Gesetz noch Ordnung. Um alles noch schlimmer zu machen, bestand ein grosser Zwist zwischen Kanadiern und Amerikanern. Jeder der beiden behauptete, das reiche Goldfeld läge auf seinem Staatsgebiet. Mehr oder weniger seriöse Auseinandersetzungen waren alltäglich. Der folgende Zwischenfall beschreibt aber nicht eine dieser Auseinandersetzungen, sondern ein Zusammenreffen mit den wahren Besitzern dieses Landes.

Begleitet durch „Cap“ Campbell und „Alf“ Mackay, zwei bekannten Goldsuchern, startete meine Gruppe zu einer Prospecting-Expedition in die Berge im oberen Teil des Klondike-Flusses. Wir hatten einen Zughund – er hiess Dave – der bereits ein unbezahlbarer Kompagnon aus vergangenen Prospecting-Trips geworden war. Auf dieser Expedition waren wir schon sehr erfolgreich in unserer Suche nach dem gelben Metall, hatten wir doch bereits drei Bäche mit reichem Goldsand entdeckt. Aber unser Ehrgeiz kostete uns Energie, sodass unser Vorrat an Essbarem erstaunlich klein geworden war, obwohl wir noch einige Tage von unserem Ausgangspunkt, dem Skookum Gulch-Camp, entfernt waren.

Es stellte sich heraus, dass die Rückreise schwieriger wurde, als wir angenommen hatten. Das Wetter war einige Tage sehr schlecht und der Schnee an den Hängen war hart und gefährlich glatt.

„Wir versuchen eine Abkürzung über die Berge, Boys“, sagte Mackay. Der Klondike fliesst in vielen Windungen dahin und wenn es uns gelang, über die Berge ab-

³ aus andern Beschreibungen muss auf den Winter 1896/97 geschlossen werden

zukürzen, würden wir nur wenige Meilen vom Eldorado Creek entfernt auf eine Wegspur treffen.

„Wir versuchen es“, sagte ich und Mac und Stewart – meine beiden ständigen Kumpanen – stimmten kopfnickend zu. Unsere ganze Ausrüstung war auf einem Schlitten geladen und er wurde mit vereinter Anstrengung – inklusive der von Dave in Führungsposition – vorwärts bewegt. Endlich überquerten wir die mächtige, Gletscherähnliche Bergeshöhe und machten uns behutsam auf den Weg durch eine enge, vereiste Schlucht.

Wir schlitterten und kämpften uns über eine Stunde an den Schneeverwehungen und Eiszapfen vorbei, bis wir auf eine dicht mit Bäumen bewachsene Ebene gelangten, die von den Wetterelementen der umgebenden Bergen gut geschützt war. Wir waren – an der Umgebung abgeschätzt – nicht mehr allzu weit vom angezielten Haupttal entfernt, aber der Nachmittag war schon so weit fortgeschritten, dass die Dunkelheit eingebrochen war und an ein Weiterkommen nicht mehr zu denken war. Wir schauten nach einem angemessenen Platz für unser Zelt aus als Mac, der die Umgebung genau abgesucht hatte, ein Ausruf der Freude von sich stiess: „Injuns!“⁴ „Ich sehe Injun-Behausungen“, krächzte er. Tatsächlich, um die hängenden Tannen angeordnet waren in einiger Entfernung eine Anzahl Hütten und einige Totempfähle zu sehen. Meine Kumpane liessen die Schlitten-Züge fallen und rannten spontan in Richtung der vermuteten Siedlung, aber ihre Mokassins blieben im tiefen Schnee unter den Bäumen stecken. Ich hingegen montierte die Schneeschuhe, von denen wir nur ein Paar hatten.

„Es ist ein Indianerdorf“, erklärte ich. „Ich kann das sehen. Wann habe ich bloss das letzte Mal ein Indianerdorf gesehen?“ fragte Mac. „Es war unten in Südamerika“, antwortete er zu sich selbst. „Das ist nicht unser Ding“, warf Stewart ein. „Jede Menge Indianerhütten mit Karibu-Stücken, die darin hängen. Und wir dürfen sie nicht berühren.“ Er schüttelte den Kopf.

„Was für eine Pracht, Boys“, rief Cap, „diese Injuns machen wir zu Hacksteak ehe sie Selbstmord begehen!“. Mackay lachte breit. „Wir haben kein Mehl, keine Bohnen, kein Speck, kein Nichts. Wenn ihr nichts dagegen habt, lagern wir ein wenig weiter unten“, sinnierte er mit einem bedächtigen Blick zu mir hin wendend.

Ich hatte nichts dagegen. Hätte ich etwas dagegen gehabt, wäre ich sowieso meinen kriegslüsternen, am Rande einer Meuterei stehenden Spiessgefährten allei-

⁴ ein umgangssprachlicher, aber despektierlicher Ausdruck für „Indianer“

ne entgegen gestanden. So gingen wir weiter, vorsichtig, immer den Schatten der Gebüsche ausnützend, bis wir in genügendem Abstand einen Lagerplatz gefunden hatten.

Zehn Minuten später war unser Zelt aufgestellt und das Lagerfeuer brannte. Stewart beeilte sich, in schwermütigem Angesicht die letzten unserer Vorräte aufzutischen. Unser Mahl war mager und nicht zufriedenstellend. Unglücklicherweise gab die schnittige Luft enorm gesunden Appetit. Wenn ich heute daran zurückdenke ist es nichts anderes als verständlich im Lichte solch kleiner Portionen, die wir von Stewart serviert bekamen, dass die Hemmschwelle, sich etwas zu beschaffen, bedenklich sank.

„Um nochmals über Indianerdörfer zu sprechen“, begann Mackay, als die Kochutensilien weggeräumt waren, „ich habe nie eines gesehen, wo nicht ein Winterlager mit getrocknetem Lachs und Karibu angelegt worden ist.“ „Ja, Indianer haben immer versteckte Rationen in ihren Wigwams.“ „Getrocknetes Karibu-Fleisch?“ sagte Stewart und schmatzte mit dem Mund.

Niemand getraute es direkt anzusprechen, obwohl es schon lange klar war. „Um es kurz zu machen, Boys“, wandte ich ein, „ihr möchtet also das Indianerdorf heute Nacht besuchen?“ „Aus Gründen, die nicht unbedingt laut ausgesprochen werden müssen – genau“, antwortete Mackay.

Der weiteren Rede war also nicht mehr notwendig und wir beeilten uns, Vorbereitungen für den nächtlichen Raubzug zu treffen. Zu dieser Zeit waren die Indianer den weissen Eindringlingen in ihr Land sehr feindlich gesinnt. Es bestand also keine Hoffnung, dass wir ihnen irgendwie Vorräte abkaufen konnten. Es gibt ein Sprichwort, „Not kennt kein Gebot“, dem wir in diesem Moment auf den Punkt zustimmten.

Gegen acht Uhr abends schwärmten wir aus. Mac und den Hund liessen wir zurück mit dem Auftrag, sich sofort auf die Socken zu machen, sollte er einen Revolververschluss hören. Der Mond schien hell und beleuchtete die schneebedeckten Waldlücken mit unzähligen, durch die Baumkronen aufgespaltenen, tanzenden Lichtstrahlen. Ich erinnere mich gut, wie wir hofften, dass es dunkel genug sei und wie nervös wir den dunkelsten Schatten entlang gingen. Eine tödliche Stille herrschte. Das Thermometer war bei -38 Celsius und wir wussten, dass es gegen Mitternacht noch tiefer fallen würde. Unsere Gesichter waren schnell mit kleinen Eiszapfen übersät und ein tief schauernder Frost überkam uns. Bald kamen wir in die Blicknähe des Indianerdorfs. Wir gingen von Baum zu Baum, aber immer noch war kein Laut zu hören. Die frostigen Hütten zeigten kein Lebenszeichen. „Wir haben an-

scheinend Glück“, meinte Mackay. „Die Leute sind offenbar draussen am Jagen. Haltet eure Waffen bereit.“ Wir waren alle erleichtert.

Ich hatte schon einige Indianderdörfer auf meinen Reisen gesehen. Aber Hütten wie diese hatte ich noch nie gesehen. Sie hatten zwei völlig verbarrikadierte Fenster am üblichen Ort, aber wir konnten keine Eingänge finden. Mit der Zeit untersuchten wir alle sechs Hütten, aber sie waren alle ähnlich. Die einzige Ausnahme war die Hütte, bei der wir zuerst waren. Es war die grösste und sie hatte einen eindrucksvollen Totempfahl davor.

„Wir gehen zurück zur ersten, dort haben wir die besten Chancen“, sagte ich. Stewart wurde langsam zornig über die komischen Gebilde. „Ich werde dieser Hütte eine Türe verpassen“, sagte er, und hob seine Schultern rauf und runter. Dann hielt er plötzlich inne, weil er auf den Holzplanken etwas entdeckt hatte. Im Lichte eines Zündholzes bemerkten wir einige Chinook-Zeichen, die tief ins Holz eingekerbt waren. Es war sehr mystisch und ich konnte sie nicht auf Englisch übersetzen. Ich las 12 Namen, wovon der zwölfte mit den Worten „Chief of the Thron-Diucks“ endete. Elf Namen waren nicht auszusprechen, aber der letzte war Englisch: „King James the First, Chief of the Thron-Diucks“.

„Wir haben die Hütte des Königs erwischt“, rief Mackay leise und mit einem Lächeln. „Der alte Schweinehund und ich hatten nie die gleiche Meinung. Hoffentlich kommt er nicht vorbei.“ Aber Stewart wollte nicht mehr länger warten: „Macht Platz, ich komme!“ Mit einem kurzen Anlauf warf er sich gegen die hölzerne Wand. Die rauen Planken bogen sich und ächzten, aber sie hielten dem Gewicht stand. Von innen war ein dumpfes Geräusch zu hören, als ob etwas zu Boden gefallen war.

Immer und immer wieder warf sich Stewart gegen die Wand. Aber die Holzstämmchen waren offenbar stark verankert. Der Lärm, der durch diesen Ansturm immer wieder entstand, war demoralisierend für uns. Wir warteten jedes Mal voller Anspannung, bis er in der stillen Nacht verhallt war. Wenn die Indianer in der Nähe waren, konnten sie uns so bestimmt hören.

Es war nun schon mehr als eine Stunde vergangen und ich begann langsam die ganze Expedition in Frage zu stellen. Doch dann machte der unermüdliche Stewart eine Entdeckung. Wir hatten bisher vergessen, die Fenster genauer zu untersuchen. Sie waren von innen her geschlossen und waren zu hoch oben, um für Stewarts Schultern ein Angriffsziel zu sein. Aber nun hatte Stewart nur leicht an den Fenster-schutz geschlagen und – hurra – sie gingen auf.

„Himmel nochmal“, flüsterte ich. Mackay brach in lautes Lachen aus, das bis über die Baumspitzen zu hören war. „Jetzt haben wir's!“ „Heb mich hoch“, befahl der Captain zu Stewart. Doch für diesen war klar, dass er es verdiente, als erster einzudringen. Er sprang hoch und angelte sich kopfvoran durch die kleine, kaum einen halben Meter breite Öffnung. Ich sah zu und dachte, wie der wohl wieder rauskommt. Normalerweise ist der Fussboden bei indianischen Hütten tiefer als das Aussenniveau. Stewart schien dies nicht zu kümmern und ein Aufschlag, verbunden mit einem begeisterten Aufruf war der Beweis seiner Ankunft auf der andern Seite.

„Bist du drin?“ rief Mackay, während er sich vorbereitete, als nächster zu folgen. „Wo denkst du denn, dass ich sonst bin?“, kam es zurück. „Komm rein, komm rein und bring Licht mit. Es ist dunkel und riecht schrecklich.“ Der etwas bössartige Unterton in seiner Stimme machte mich misstrauisch. Doch weder Mackay noch den Captain schien das aufzufallen.

„Ich bin bei dir, Stewart, alter Mann, in wenigen Sekunden“, rief der Captain. Aber der Körper von Mackay war etwas rundlicher und er blieb im engen Eingang stecken. „Stoss mich“, keuchte er. Und der Captain und ich halfen ihm. Als er endlich drin war, zündete er Streichholz um Streichholz an und sprach kein Wort. Ich hatte ein Stück Kerze im Sack und mit Hilfe des Captains warf ich einen Blick ins Innere.

Dann sah ich, was den beiden sonst so redseligen Männern die Sprache verschlagen hatte. Mackay nahm die Kerze und hielt sie gegen die Mitte des Raums. Der Raum war quasi leer mit Ausnahme einiger Gestelle in der Mitte. Darauf lag eine massive Kiste mit Einlegearbeiten aus Silber oder einem ähnlichen Metall. Die ganze Konstruktion sah wie eine chinesische Pagode in miniature aus. Darauf standen seltsame Behälter. Offenbar war es ein solcher, den wir zu Boden fallen gehört hatten.

Als ich mit stillen, wundernden Blicken diese aussergewöhnliche Szenerie betrachtete, bemerkte ich den starken Duft, der aus dem Raum kam. Er stach mir in den Augen, sodass ich sie zukneifen und schlussendlich den Kopf zurückziehen musste. „Es ist das übelste Parfum, das ich je roch“, stöhnte Mackay und stiess mit dem Fuss an die übel riechende Pagode. Es rüttelte und mit einem dumpfen Krachen viel die Konstruktion um und jede Menge Trümmerstücke verteilten sich über den Boden. „Ich muss raus“, hustete Mackay. „Ich brauche frische Luft!“

Um alles noch schlimmer zu machen, kam nun auch noch der Captain hinzu gerannt. Er hatte sich etwas von uns entfernt um Ausschau zu halten. „Der ganze

Indianerstamm ist schon ganz in der Nähe und kommt auf uns zu“, rief mit lautem Flüstern. Die zwei Ehrgeizigen in der Hütte drinnen bekamen es nun mit der Angst zu tun, weil sie nicht ohne Hilfe heraus kamen. „Ihr bleibt besser wo ihr seid und wir kommen auch zu Euch hinein“, sagte ich, als ich knirschende Schneeschuhgeräusche von Weitem hörte. „Nur der Himmel weiss, wie das Enden soll“, murmelte der Captain, als er sich zum Fenster hinauf schwang. Als er drin war, machte ich meine Akrobatik. Von weitem sah ich gerade noch einige wild ausschauende Gestalten durch den Schnee auf uns zumarschieren, als ich mich der Innenraum aufnahm und Stewart das Fenster hinter mir schloss.

Einige Minuten vergingen als wir in der stechenden Luft verharren. Schneeschuhe liefen auf und ab rund um unsere schützende Hütte und tiefe, gurgelnde Laute in Chinook-Sprache tönten aus allen Richtungen. Als ich hie und da ein Wort erhaschte, das ich übersetzen konnte, war es auch für Stewart und Mackay wohl definitiv klar, dass diese seltsamen Gebäude keine Vorratsräume für getrockneten Lachs oder Karibufleisch waren.

Wir waren noch kaum fünf Minuten in diesem tristen Raum, doch es schien wie eine Ewigkeit. Die Indianer waren offenbar zufrieden, die Hütten aus gewissem Abstand zu umwandern. Ein Grund, der mir nun schmerzlich klar wurde. „Boys“, sagte ich, „wir müssen hier raus, lebend, weil die Indianer wo möglich die ganze Nacht hier patroulieren.“ Der Captain zögerte. „Haben die Indianer Angst, in ihre eigenen Häuser rein zu gehen? Ist das überhaupt ein Indianerdorf?“ fragte er.

Es war nicht mehr nötig, dies noch länger nicht anzusprechen. „Nein, Captain“, antwortete ich. „Das ist kein Indianerdorf, sondern eine Grabstätte. Eine Indianer-Grabstätte.“ So war es. Die Gefässe enthielten den Staub lange verstorbener Krieger, eingewickelt in Decken, die mit einer schrecklich duftenden Lösung aus Kräutern und Wurzeln imprägniert waren.

Die Schneeschuh-Schritte tönten wieder auffällig nah. Wir warteten, bis die Indianer vorbeigegangen waren, dann öffnete Stewart das Fenster. Mackay strampelte zuerst hinaus und wurde von uns förmlich in den Schnee geworfen. Stewart wurde als nächster hinauskatapultiert, dann ich und zuletzt der Captain, weil er der schlankste war. Kaum waren alle draussen, rief Stewart: „Rennt, rennt zum Teufel!“

Dies war wahrhaft notwendig. In kaum 20 Meter Entfernung bewegte sich eine ganze Anzahl grossgewachsener, verhüllter Indianerkrieger mit schneller Geschwindigkeit auf uns zu. Intuitiv zog ich den Revolver und alarmierte mit einem Schuss

Mac. Angsterfüllt rannten wir in Richtung unseres Lagerplatzes, wo Dave, durch den Revolverschuss schon wachgerüttelt, aufgeregt bellte.

Ob die Indianer uns folgten oder ob dort blieben, um unsere Zerstörung wieder herzustellen, bekamen wir nie zu wissen. Ich vermute, dass sie eher dort blieben, um die Gräber ihrer Vorfahren wieder in Stand zu stellen. Sie waren auf alle Fälle nicht mehr sichtbar, als wir Mac erreichten. „Wo ist das Karibufleisch, das ihr geholt habt?“ fragte er berechtigterweise. „Frag nicht, Mac, frag nicht. Wenn du wüsstest, was wir erlebt haben“, antwortete Stewart, indem er ein Tau ergriff und den Schlitten in Bewegung setzte. „War es so schlimm?“ antwortete er mitfühlend. „Wir bleiben besser die ganze Nacht unterwegs“, warf Mackay hastig ein. „Und morgen“, fügte er hinzu, „stossen wir in Skookum Gulch darauf an.“ Und so kam es.

BUCHBESPRECHUNG

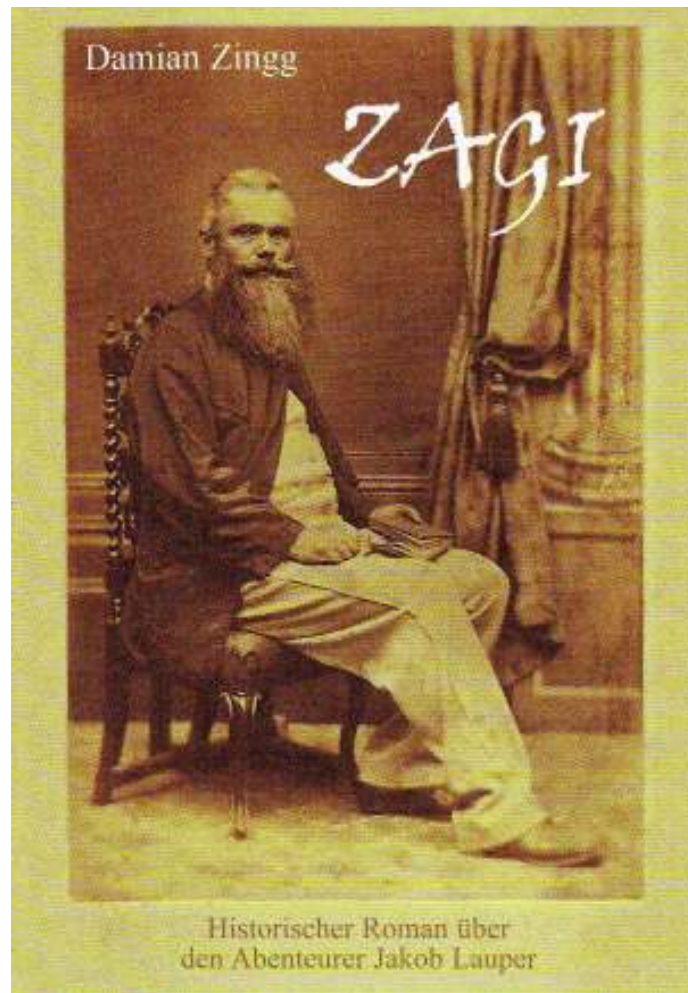
« ZAGI » von Damian Zingg

Von Victor Jans

Unser traditioneller « Goldwäscher-Saisonabschluss » ist meistens verbunden mit einem Referat oder Präsentation, die im weitesten Sinn etwas mit dem Thema Goldsuche zu tun haben muss. Meistens berichten unsere Mitglieder von vergangenen Goldwasch-Abenteuern. Am 16. November hatten wir Damian Zingg zum diesjährigen Saisonabschluss eingeladen, um uns über sein Buch mit dem Titel « ZAGI » zu berichten. Niemand von uns kannte Damian Zingg vorher. Die Überraschung war umso grösser, als uns Damian im Laufe des Abends nicht nur als begabter Schweizer Schriftsteller – sondern auch als begnadeter Geschichten-Erzähler – in die Faszination des Lebens von Jakob Lauper, genannt Zagi, einführte. Man könnte fast meinen, Zagi « himself » in seinen besten Jahren würde da vor einem stehen. Ein gross gewachsener Mann, fest entschlossen, sein Leben nicht zu träumen sondern die Träume zu leben.

Oder würde sonst einer mit dem Velo wochenlang durchs Fribourgerland fahren oder mit dem Mietauto beharrlich von Spur zu Spur in Neuseeland dem Leben eines vor über 100 Jahren gestorbenen Mannes folgen, wenn er nicht seine Träume wahr machen wollte? Eventuell entwickeln Goldwäscher noch ähnliche « Abenteur-Such-Energie », wenn sie vom Goldfieber befallen dem immer noch ausstehenden Nuggetfund hinterher sind.

Damian Zingg hat das Leben von Jakob Lauper (1815-1896) umfassend recherchiert. Daraus ist der historische Roman « Zagi » entstanden, bereits das dritte Buch dieses vielfältigen Schriftstellers. Das Buch liest sich fast schon « süffig », ein bisschen historisches Flair und Interesse vorausgesetzt. Jakob Lauper wuchs im Kanton Fribourg als Bauernsohn auf. Die konservative Heimat wurde ihm aber bald zu eng. So entwich er für einige Jahre nach Italien als päpstlicher Schweizergardist, bevor er dann wieder ins Senseland als Landwirt und Familienvater zurückkam. Doch schon wieder wurde es ihm zu eng und er wanderte 1858 nach Neuseeland aus.



In Neuseeland wurde er dann Teil eines staatlichen Entdeckertrupps von Christchurch aus an die unwirtliche, damals noch völlig unerschlossene Westküste der Südinsel. Es ging darum, Gold zu entdecken, um das Land für Einwanderer und Siedler attraktiv zu machen. Neben vielem anderem entdeckte Lauper tatsächlich auch Gold. Die unsäglichen Reisebedingungen forderten jedoch das Todesopfer seines Reisebegleiters. Und nur äusserst knapp entkam auch Lauper dem Hungertod und erreichte wieder zivilisiertes Gebiet. Lauper kam so zu den erstrebten Ehren und später auch zu Vermögen in dem boomenden Goldgräberstädtchen Hokitika. Noch heute erinnern geografische Bezeichnungen wie Lauper Peak, Lauper Stream oder Lauper Biwak und ein Denkmal bei Hokitika an seine wagemutige Expedition. Der Name Jakob Lauper ist in Neuseeland denn auch heute noch viel mehr ein Begriff als in der Schweiz.

1867 kehrte er erstaunlicherweise trotzdem wieder in seine alte Heimat, das Fribourger Senseland, zurück. Als Mann von Welt und Geld war aber der Gegensatz

nun nur noch grösser, sodass er 1883 wieder nach Neuseeland umkehrte und bis zu seinem Tod in Napier ein einfaches Leben als Leuchtturmwächter-Stellvertreter führte.

Damian Zingg führt den Leser mit viel Geschick durch dieses bewegte Leben. Schon früh schlägt der grossgewachsene Mann immer wieder den Kopf an, sei es an Türrahmen oder andern Gegenständen. Ein untrügliches Symptom, dass ihm die Heimat zu eng ist. Aber der 40-jährige Mann, der Hof und Frau verlässt, kriegt offenbar seine Verbundenheit zur Heimat trotzdem nicht los. Er überfordert seine heimische Bevölkerung. Er ist ein global lebender Weltbürger, für den die damalige Zeit noch nicht reif war.

Je weiter man im Buch vordringt, umso deutlicher wird der Charakter, den er von Damian Zingg verliehen bekommt. Es baut sich das Bild eines intelligenten Mannes auf, der einen guten Kern besitzt. Er möchte alles tun, kann sich nicht immer entscheiden, und probiert deshalb einfach aus. Zufällig etwas autobiographisch? Auch seine Wegbegleiter sind Charakter-Typen. Und – spätestens hier setzt das Romanhafte ein – zum Teil auch an heutige Persönlichkeiten wie z.B. Walliser Bundesräte erinnernd.

Das Buch ist in unserer Goldbibliothek oder erhältlich im Buchhandel zum Preis von ca. CHF 35. (Infos und Bestellung auch unter www.damianzingg.ch)

Damian Zingg : ZAGI. Historischer Roman über den Abenteurer Jakob Lauper. Schopf Verlag Konstanz 2007, 334 Seiten. ISBN 978-3-938022-03-0

**KORRIGENDUM ZUM ARTIKEL « ECHT, UNECHT ODER GEFÄLSCHT ? » AUS
GOLDWÄSCHERZYTIG 4/07 (SEITEN 24 UND 27)**

Der Schmelzpunkt des Goldes liegt bei 1032 Grad Celsius.